

in ihrer kontextualen Anwendung – ironischerweise sind diese Bezeichnungen aber für Khumi kaum relevant, teils sogar unbekannt, da sie im Alltag keine Rolle spielen. Denn die Khumi beziehen, so Uddin, ihre Identität primär auf soziale, kulturelle, sprachliche und alltägliche Praktiken, welche in den politischen Identitätsbegriffen kaum Beachtung finden.

Uday Chandra vertritt entgegen vieler akademischer Perspektiven die These, dass Indigenität und Staat sich nicht oppositionell gegenüberstehen, sondern sich durch „intimen Antagonismus“ (223) im modernen Indien gegenseitig konstituieren. Das konstante Aushandlungsverhältnis beider Seiten führt dazu, dass auch Formen des Widerstands als Teil eines Systems zu begreifen sind. Am Beispiel von Dammbau-Protesten sowie maoistischer Rebellen Gruppen in Jharkhand zeigt Chandra, dass „Widerstand-als-Aushandlung“ (233) zur Zielerreichung indigener Bestrebungen effektiv sein kann und daher bewusst von Indigenen selbst eingesetzt wird.

Auf den ersten Blick scheint das Buch in der Feststellung festzustecken, dass sich zwei Pole gegenüberstehen: Einerseits sei das Konzept der Indigenität homogenisierend, stereotypenbasiert, romantisiert – kurzum: „eine Wiedererscheinung der Primitivität“ (8). Andererseits würden solche Vereinfachungen globale rechtliche und politische Grundlagen schaffen, die essenziell sind, um diskriminierenden Praktiken entgegenzutreten. Bei genauerer Lektüre wird jedoch deutlich, dass sich die Beiträge in diesem Spannungsfeld keineswegs erschöpfen, da die Vielfalt an ethnographischen Beispielen die Diversität und Komplexität von Indigenität erst begreifbar macht. Die Themen – von Landkonflikten über Machtverhältnisse bis hin zu innergemeinschaftlichen Generationenkonflikten – illustrieren insgesamt das, was der Titel „Indigeneity on the Move“ schon mitteilt: Das Konzept der Indigenität kann einzig in seiner Prozesshaftigkeit und Perspektivität verstanden werden und ist aufgrund stetiger Transformation nur im spezifischen Kontext fassbar.

Sowmya Maheswaran

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v39i2.18>

Sarah Wood & Catriona MacLeod (Hg.): *Locating Guyane*. Liverpool: Liverpool University Press 2018, 248 Seiten (<https://doi.org/10.2307/j.ctv8j65s>)

Es ist weitgehend unbekannt, dass sich die längste Außengrenze Frankreichs in Südamerika befindet: Dort grenzt das sogenannte Überseedépartement Französisch-Guyane (Abk. Guyane), welches auch Teil der Europäischen Union ist, an Brasilien und Suriname. Wenngleich Guyane und den anderen Überseedépartements (Martinique, Guadeloupe, Réunion, Mayotte) in den vergangenen Jahren verstärkt Aufmerksamkeit in Frankreich geschenkt wurde, stellt der vorliegende Sammelband nach langjähriger medialer, politischer wie auch akademischer Vernachlässigung die erste profunde, interdisziplinäre und breiter aufgestellte Publikation in englischer Sprache zu der Region im Nordosten Südamerikas dar. Allein dies ist ein wichtiger Verdienst der Herausgeberinnen Sarah Wood und Catriona MacLeod.

Wie einleitend dargelegt wird, verfolgt der Band das Ziel, „mögliche konzeptuelle Verortungen eines Territoriums zu untersuchen, das in geografischer Hinsicht zwischen der Karibik und Amazonien liegt, im politischen und administrativen Sinne aber französisch und, in der Tat, europäisch ist“ (3). Dies hat eine bunte Mischung an Beiträgen zur Folge, die unterschiedliche Zeiten, Verflechtungen, kulturelle Praktiken und Repräsentationen des Überseedépartements in den Blick nehmen. Was zunächst willkürlich und durcheinander wirkt, entpuppt sich in der Zusammenschau als große Stärke der Publikation: in gewisser Weise spiegeln so unterschiedliche Themensetzungen wie Karneval, Strafkolonie und Bildung die wechselvolle Geschichte wie auch die heterogenen Bevölkerungsgruppen Guyanes wider. Allen Beiträgen gemein sind eine starke historische Kontextualisierung sowie ein geschärfter Blick für soziale Ungleichheiten. Aufgrund des hohen Spezialisierungsgrades der einzelnen Kapitel eignet sich *Locating Guyane* allerdings kaum als Einführungswerk. Die Einleitung der Herausgeberinnen und der Beitrag von *Richard Price* bieten jedoch sehr gute Überblicke über die aktuellen Ungleichheitsdynamiken in dieser nie vollends dekolonisierten Region. Obwohl alle Autor*innen originelle, gut recherchierte und oftmals unterrepräsentierte Forschungen vorlegen, halte ich die Beiträge von *Kathleen Gyssels* und *Silvia Espelt-Bombin* für besonders herausragend und erwähnenswert.

Die Literaturwissenschaftlerin *Gyssels* befasst sich in ihrem Text (48-66) mit der Marginalisierung des guyanesischen Dichters, Schriftstellers und (zeitweise) Politikers Léon-Gontran Damas, der als wichtiger Vertreter der *négritude* gilt. In ihrer gendersensiblen Feinanalyse von Damas' Gedichten und unter Berücksichtigung seiner Biografie arbeitet sie heraus, dass er im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen Léopold Senghor und Édouard Glissant eine periphere Stellung im Kanon karibisch-kreolischer Literatur einnimmt (ganz zu schweigen vom Kanon „französischer“ Literatur). Dies begründet sie unter anderem mit seiner offensiven Thematisierung von Ungleichheiten in Bezug auf *gender* und (Homo-)Sexualität in Verbindung mit Klasse und *race*. Anstelle einer Marginalisierung müsse Damas aufgrund dieser Verquickung verschiedener Ungleichheitsachsen in poetischer Sprache vielmehr ins Zentrum karibisch-kreolischer Literatur und Theorie gerückt werden. Die von *Gyssels* vorgenommene Neubewertung dieses selten rezipierten Künstlers und Politikers stellt eine Bereicherung für das hier besprochene Buch dar und regt weitere Re-Lektüren seiner Werke und anderer vergessener Stimmen aus Französisch-Guyana an.

Der zweite überraschende Artikel ist *Espelt-Bombins* historische Analyse der komplexen Allianzbeziehungen zwischen Indigenen und französischen wie portugiesischen Kolonisator*innen im heutigen brasilianisch-französischen Grenzgebiet (69-90). Anhand ihrer Untersuchung zweier Schlüsselmomente im ausgehenden 17. Jahrhundert erläutert sie, dass indigene Akteur*innen maßgeblich an dem (Miss-)Erfolg französischer und brasilianischer Kolonisator*innen in der Region beteiligt waren. Damit stellt sie sich gegen gängige, eurozentrische Erzählungen, denen zufolge „Europäer*innen den Raum aufteilten und seine Kartografie und Geschichte definierten“ (73). *Espelt-Bombin* argumentiert schlüssig, dass Indigene gezielt Allianzen mit Kolonisator*innen eingingen, die ihnen größtmögliche Freiheiten boten. Damit waren sie implizit auch an der Festlegung der heute existierenden

Grenze beteiligt. Trotz der Herausarbeitung der indigenen *agency* behält die Autorin die inhärenten Machtasymmetrien zwischen Kolonisierten und Kolonisierenden im Blick und liefert so eine vielschichtige Perspektive auf eine oftmals vereinfacht dargestellte „Besetzung“ von Land im nordöstlichen Südamerika.

Auch wenn das Buch zweifelsohne wegweisend für die weitere Erforschung Französisch-Guyanass darstellt, seien zum Schluss noch kleinere Kritikpunkte angemerkt. Das augenscheinlichste Versäumnis besteht darin, dass der Großteil der Beiträge (mit Ausnahme derjenigen von Gyssels und insbesondere von Espelt-Bombin) sich vorrangig auf französischsprachige und englischsprachige Literatur stützt und somit das Ziel verfehlt, Guyane auch in der geografischen Nachbarschaft zu *verorten*. Vor allem von brasilianischer Seite gibt es mittlerweile zahlreiche Studien verschiedener Disziplinen über Alltag, Geschichte und Kultur im benachbarten Überseedépartement, oftmals mit Blick auf die Interdependenzen mit Brasilien und der erweiterten Guyana-Region. Zudem gibt es eine aktive *scientific community* in Guyane selbst – diese wird zwar zitiert, ist unter den im Buch versammelten Autor*innen jedoch deutlich unterrepräsentiert. Der Sammelband hätte die Möglichkeit bieten können, die Wissensproduktion nicht nur *über*, sondern auch *aus* Französisch-Guyana in den Mittelpunkt zu rücken. Zu guter Letzt hätten die Diskussionen in das stetig wachsende Forschungsfeld zu *Overseas Europe* – das heißt zu den zahlreichen kolonialen „Überbleibseln“ mehrerer europäischer Staaten weltweit – eingebettet werden können. Insgesamt aber lässt der Sammelband hoffen, dass diese kleineren Versäumnisse in Folgepublikationen nachgeholt werden können; schließlich ist die weitere Beschäftigung mit Guyane und anderer nicht-souveräner Territorien unerlässlich für ein nuanciertes Verständnis der kolonialen Kontinuitäten und der hierdurch perpetuierten Ungleichheiten. Insgesamt ist Wood und MacLeod mit *Locating Guyane* ein Meilenstein in der Untersuchung Französisch-Guyanass gelungen.

Fabio Santos

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v39i2.19>

Volker Koop: *Hitlers Griff nach Afrika. Kolonialpolitik im Dritten Reich*. Bonn: JHW Dietz Nachf. 2018, 213 Seiten

„Ist je ein Reich, das es nicht gab, so gut verwaltet worden?“ – Das Zitat aus dem Aufsatztitel von Dirk van Laak von 2003 sagt eigentlich schon fast alles, so könnte man meinen. Schade nur, dass der Journalist und Publizist Volker Koop, der bereits zahlreiche populärwissenschaftliche Bücher zum NS veröffentlicht hat, auf die Forschungsliteratur zur Kolonialpolitik unter der NS-Herrschaft offenbar weitgehend glaubt verzichten zu können. Kaum in den „ausgewählte(n) Literaturhinweise(n)“ (207ff) und nicht erkennbar im Text haben diese Arbeiten einen Niederschlag gefunden.

Das Buch besteht aus einer Aneinanderreihung von Kapiteln, deren Abfolge und Inhalt oft willkürlich erscheinen. So enthält „Die gescheiterte Episode als Kolonialmacht“ nicht etwa einen einleitenden Überblick über die fälschlich als „Episode“ bezeichnete deutsche Kolonialherrschaft, sondern geht auf den Kolonialrevisionismus